

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr 68.

Posen, den 22. März 1929.

3 Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 68, Keltstr. 8.

Das kalte Nest.

Originalroman von Bija Barthel-Winkler.

(28. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Danke verbindlich. Das genügt mir. Aber: deine Mutter. Hast du keine Augen im Kopf, Hanns Herbert? Sie hat mich bei meiner Eitelkeit gepackt und mich als Keil zwischen euch getrieben. Ich sollte euch sprengen. Sie wollte diese ihr unliebsame Hedwig auf jeden Fall erlebigen. Mich hätte sie dann in Gnaden aufgenommen und — wenn ich „ich“ geworden wäre — bei gelegener Zeit auf ähnliche Weise — erlebigt. Deine Frau zu sein, lieber Hanns Herbert, ist ein Majestätsverbrechen gegen deine Mutter!“

Er fühlte, sie hatte recht. Warum aber sagte sie ihm dies alles? Als errate sie seine Gedanken, lachte sie ihn an, griff nach einer dritten Zigarette und paffte ihm ein paar Rauchwolken ins Gesicht.

„Rache, Hanns Herbert! Ja, ja. In diesem Busen kocht die Rache! Denn: gestern nacht sah ich an ihrem Bett, und sie schüttete mir ihr Herz aus. Recht sollte ich ihr geben, daß sie dich und diese Hedwig gepfeiff hat. Aber ich sah ja, daß die zarte Blume meiner ersten Mädchenliebe geknickt war von der rauhen . . .“

„Hilde!“

Sie räubte die Asche von der Zigarette.

„Also gut. — Da sagte ich: So laß ihn doch! Ich verstehe deinen Hanns Herbert schon! — Oh je! Da erstarrte ihre geläufige Herzlichkeit zu Eis, und sie fragte höflich: „Und wann reißt du nun ab, liebe Hilde?“

„Nein!“

Aufgebracht sah er ihr in die Augen.

„Doch. Helfershelfer kann sie brauchen. Aber niemanden, der für dich eintritt . . .“

„Begriffst du das, Hilde?“

„Warum nicht? Glaub nur nicht, deine Mutter allein sei so. Nur — wir Mädels sind klüger. Wir durchschauen die ‚Erwachsenen‘ früher als ihr dummen Buben. Und nun mein Rat, eh' ich von hinnen ziehe: Dieber Hanns Herbert, nimm deine Hedwig und deinen Kronprinzen und flieh, so weit du kannst. Am besten nach Amerika oder Australien. Daß deine teure Mutter in all ihrem Herrscherglanz allein. Und nun — Gott befohlen.“

„Was heißt das, Hilde?“

„Nun, deine Mutter wird es aus Gründen, die dir wohl jetzt durchsichtig sein werden, für gut halten, einige Zeit schwerkrank zu sein. Sie zu pflegen habe ich unter den gegenwärtigen Umständen keine Neigung. Eine Schwester macht das besser. Ich reise ab. Heut abend geht ein guter Nachtzug. Morgen früh werde ich in der Bürgermeisterei mit Papa, Mama und Angebinde frühstücken.“

„Meine Mutter“ — er stotterte — „wird es schwer ankommen, dich zu verlieren.“

„Glaub doch das nicht! Sie ist heilsfroh, mich loszuwerden. Mein Liebeszauber hat schmählich versagt —

ich habe ihr die Unbeliebte nicht vom Halse geschafft. Was soll ich also noch hier?“

Abermals fühlte er: sie hat recht . . .

Spöttisch nickte sie ihm zu.

„Mit Anstand eine Schlacht verlieren . . . setzen wir Freunde, Hanns Herbert!“

„Hilde!“ Sein Gefühl für sie brach sich Bahn. „Du bist mir in all der Zeit ein guter Kamerad gewesen — und wenn mir in dieser Stunde auch manches an dir fremd und unverständlich erscheint —“

Sie angelte mit der Spitze ihres Halbschuhs nach dem Boden, kletterte von der Schreibtischkante herunter und strich ihren Rock glatt.

„Bitte, keine Grabrede! Und zum Pastor hast du übrigens gar keine Anlage, dazu bist du viel zu ver—füh—re—risch. Aber wenn du mir noch einen deiner Küsse mit auf den Weg geben willst . . . nicht? — Nun, auch gut. Dann darfst du deine feuchten Lippen auf meine Hand drücken — und ich verschwinde.“

„Hilde!“

Er faßte ihre Schultern und schaute ihr in ehrlicher Wehmut tief in die Augen. Reizend und zärtlich stand sie vor ihm, ein frisches, unschuldiges Mädchenbild — und wälzte doch so umstürzlerische Anschauungen hinter der harmlosen Stirn . . .

Da hing sie blitzschnell an seinem Hals, und in ihren Wimpern schimmerte es feucht.

„Du — weh tut es doch —“

Er ließ sich los und wandte sich ab.

Eine Tür klappte.

Sie war fort.

Hilde hielt Wort.

Drei Stunden später war sie aus dem Haus, und Hanns Herbert kehrte bedrückt vom Bahnhof zurück.

„Wir wollen doch kein feierliches Trauergeleite veranstalten!“ lachte sie ihn an, als er mit Blumen auf sie wartete.

„Glaub' mir, Hilde — es tut mir sehr leid —“

„Papperlapapp, Herr Vetter! Sieh nur: die Königin Mutter hat mir ein Armband aus ihrer Jugendzeit zum Andenken verehrt. Ich war gerührt. — Hastest du schon Zutritt bei ihr?“

„Scherz' nicht so, Hilde.“

Sie klopfte sich auf die übermühtigen Lippen.

„Ich werde mein Angesicht in feierliche Falten legen und einen Trauerflor kaufen. — Nimm's mir nicht übel — ich hab' nun einmal kein Verständnis für ver-artigte Festlichkeiten wie Abschied und Lebewohl.“

Nach unablässigem Gepolter saß sie endlich im Zug. Langsam rollten die Wagen an. Hinter der Scheibe sah er noch ihr lachendes Gesicht.

Als der Zug hinausglitt aus der Halle, tropften ein paar Tränen über ihre Wangen hinab zu den zuckenden Mundwinkeln. Sie fing sie vorsichtig mit den Fingerspitzen auf, ließ sie im Schimmer des elektrischen Lichts glitzern und betrachtete sie aufmerksam von allen Seiten.

„Krokodilstränen Ihrer Eitelkeit, Fräulein Hilde!“ sagte sie liebenswürdig. Sie war allein im Abteil, und Selbstgespräche schaden ihrer Erziehung nicht . . .

Der Kampf mit dem Drachen.

Spät nachts kam Hanns Herbert nach Hause; wieder hatte ihn seine Sehnsucht vor das Krankenhaus geführt; lange hatte er hinaufgestarrt zu dem erleuchteten Fenster. Das neunte von der Ecke war's . . .

Morgen vielleicht . . . dachte er. Das begleitete ihn wie ein tröstendes Schlummerlied in den Schlaf.

Auch am nächsten Morgen wünschte die Mutter, allein zu sein. Er durfte ihr nur durch die geschlossene Tür „Guten Morgen“ sagen.

Gegen elf lungerte er wieder vor dem Krankenhaus, bis man ihn einließ. Aber diesmal kam Schwester Marie ihm schon abwehrend entgegen.

„Es ist unmöglich, Herr Graek und wird auch in den nächsten Tagen unmöglich sein! — Wenn Sie ihr nicht schaden wollen, dann, bitte, stellen Sie Ihre Besuche ein.“

Fassungslos drehte er seinen Hut zwischen den Händen.

„Mein Gott . . . es ist doch . . .“

Mitleidig betrachtete die Schwester den zusammengebrochenen Mann.

„Sie wurde gestern ganz krank vor Aufregung, und ich machte doch nur eine Andeutung, Sie kämen heut wieder. Als sie den Flieder sah, den ich auf Ihren Wunsch hinstellte, schrie sie laut auf.“

Mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern stand er im Wartezimmer und stierte an die Kalkwand.

„Ich wollte es erst abstreiten, Herr Graek. Betrügen Sie mich nicht, Schwester, das ist von ihm!“ rief sie. Sollte ich lügen? Ich mußte die Blumen wieder hinaus schaffen.“

Seine Brust hob und senkte sich schwer.

„Sie müssen — Ihrer Frau — sehr Schweres angetan haben,“ sagte verhalten die junge Schwester.

Immer noch stierte er an die Wand und drehte den Hut.

„Wenn Sie wieder gutmachen wollen, Herr Graek, so geben Sie ihr vor allem Zeit, diese Wochen ruhig zu genesen und sich zu erholen. Ist sie heraus aus dem Krankenhaus — dann suchen Sie sie auf. Die Zeit heilt auch die Seele, nicht nur den Körper.“

Kein Zeichen verriet, daß er die Worte der Schwester gehört hatte.

„Nehmen Sie es nicht zu schwer, Herr Graek; rufen Sie an, wann Sie wollen. Ich werde gern Bescheid geben.“

Kein Blick, kein Wort des Dankes — stumm und schwerfällig schritt Hanns Herbert hinaus wie ein alter Mann.

Ja, das war das Schwerste; sie leiden wissen und nicht helfen dürfen, jetzt, da er wußte: er allein trug die Schuld.

Einem Schlafwandelnden gleich kam er heim.

„Die gnädige Frau ist auf,“ sagte Minna. „Sie sitzt im Eßzimmer.“

Er trat ein.

„Wie geht's?“ fragte er ohne Wärme.

Ein finsternes, bleiches, hartes Gesicht sah ihn an.

„Ja oder nein, Hanns Herbert! — Wirßt du mit Hedwig zusammenziehen? Oder bleibst du hier?“

Sie hatte Stunden um Stunden nur daran gedacht. Sie konnte nicht anders; sie mußte ihm die Qual dieser Frage ins Gesicht schreiben.

Er blieb stehen, wo er stand.

„Wenn Hedwig mich noch will, werde ich mit ihr ein Heim suchen.“

„Es ist gut.“

Mühsam stand sie auf. In alter Gewohnheit versuchte er zu helfen.

„Daß!“ sagte sie.

Und ging, ohne sich umzusehen, ohne Gruß, ohne Händedruck.

Tag um Tag vergrub sie sich; sah ihren Sohn nicht; ließ ihm die Mahlzeiten durch das Mädchen vorsehen.

fragte nichts, wollte nichts hören. Hanns Herbert trug es, wie man Unbegreifliches, Unabänderliches trägt. Er gab es auf, diesem Mutterrätsel nachzuspüren.

An jedem Morgen rief er Schwester Marie an und hörte mit Hoffnung und Sehnsucht, wie es von Tag zu Tag besser wurde. Zu besuchen wagte er Hedwig nicht mehr. Nur des Abends streifte er manchmal durch den Park hinüber zum Krankenhaus.

Tagsüber vergrub er sich wie ein Bessener in seine Arbeit. Er ließ sich seine Bankauszüge kommen, rechnete, plante, überlegte; fuhr von Besprechung zu Besprechung; verhandelte mit Schwestergesellschaften, Räten, Ministern. Immer mehr verwoben sich seine vielgestaltigen Pläne zu einem einzigen großen Gedanken.

Zu Beginn des nächsten Monats war die Siedlungsversammlung in Berlin, die über alle diese Angelegenheiten endgültig Beschluß fassen sollte. Er wollte gerüstet erscheinen; davon hing ab, was er Hedwig bringen wollte als ein Geschenk der Liebe: seine wirtschaftliche Zukunft.

Einmal auch sprach er noch bei Maylands vor.

Mit viel Verwunderung, aufhorchendem Entzücken und überschwenglicher Begeisterung hörte Frau Marta, daß er die Verbindung mit Hedwig wieder anknüpfen wollte.

„So einen guten Mann verdient sie gar nicht!“ schalt sie.

Aber Hanns Herbert schnitt ihr schroff das Wort ab.

„Ich allein trage die Schuld an dem Vorgefallenen. Und bei Hedwig ist es, mir zu verzeihen — nicht ich ihr. Und wenn du mir helfen willst, Mama, wieder gutzumachen —“

„Natürlich helfe ich dir!“ stimmte sie eilig zu.

„Dann bitte ich, sobald ich dir eine Rohrpostkarte schreibe, daß Hedwig entlassen ist, zu ihr zu gehen — zu Frau Speck.“

Wie von einer Schlange gebissen fuhr Frau Marta auf.

„Zu dieser unmöglichen Person —“

„Mama, ich bitte dich um diese Hilfe. Käme ich selber gleich zu ihr, könnte sie erschrecken, sich aufregen. Das möchte ich vermeiden. Sag' du ihr, daß ich alles gutmachen will. Sag' ihr, was ich euch gesagt habe. Von vorn anfangen —“

„Alles, alles!“ schluchzte Frau Mayland. „Und ich will auch mein neues Weinrottes anziehen, damit sie sieht, wie du uns beschenkt hast.“

Der alte Mayland drückte ihm froh erregt die Hand.

Binnen wenigen Tagen entschied sich, was Hanns Herbert in jahrelanger Arbeit vorbereitet: er wurde zum Teilhaber und zum Leiter der Heimstätten-Gesellschaft Deutschlands ernannt.

Sein Gehalt allein, abgesehen von den Anteilbezügen, erlaubte ihm nun, sich — und Hedwig manchen Wunsch zu erfüllen.

In der ersten Hälfte des April traf eines Tages eine Karte bei Maylands ein.

„Hedwig soll mittags entlassen werden. Bitte heut' abend bei ihr sein! Hanns Herbert.“

Mit sehr gemischten Gefühlen machte sich Frau Marta gehorsam auf den Weg. Für den Schwiegerlohn — ja, da tat sie es gern. Aber ihrer Tochter ins Gesicht zu sehen, jetzt, da sie wieder in Gnaden aufgenommen werden sollte — das wurde ihr nicht leicht.

Was sie sonst immer als minderwertig eingeschätzt und verachtet hatte: Hedwigs Feinfühligkeit — das war nun ein Ruhepunkt in ihrer verworrenen Stimmung. Sie würde sie das Vergangene nicht entgelten lassen . . .

Schwester Marie hatte Hanns Herbert recht berichtigt.

„Heut' mittag darf sie nach Hause — na, und dann viel Glück, Herr Graek!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Recht zu schreiben und von der Pflicht zu lesen.

Zum „Tag des Buches“.

Von Franz Thiel.

Wenn diese Ueberschrift gedruckt wird, sieht Deutschland im Zeichen des Buches. Im Zeichen des Buches, jenes unscheinbaren, heidlichen, kleinen bunten Dinges, das so viel Erregungen, Späße, Stürme, Versonnenheiten in sich birgt. Nicht im Zeichen des Automobils, des Radio oder der Präsidentschaftswahl. Nein, ein paar Tage lang regiert das Buch unumschränkt, und selbst der schlechteste Leser wird hier und da vor den Buchläden stehen bleiben und an der Fülle schön gebundener Auslagen seine fürchterliche Unbildung mit leichter Unruhe feststellen.

Daher denn auch mein Mut zu dieser Ueberschrift kammt, welche man zu anderer Zeit nicht nur belächeln, sondern mit höhrendem „hoho!“ oder „das kann ich mir denken!“ quittieren würde, indem man gleichzeitig darauf hinwies, daß natürlich jeder Poet sich das Recht zu schreiben gäbe, dahingegen dem Mitmenschen noch nicht die Pflicht aufzubieten dürfe, das Geschriebene zu lesen. Ehedem hätte ich mir solche Rede gefallen lassen müssen, heute ist das anders. Deutschland steht im Zeichen der Buchwoche, die Buchhändler beglückwünschten sich, die Verleger zwinkern sich zu, die Dichter haben rote Wangen, und sogar die Regierung blüht wohlwollend. Da dürfen wir Schriftsteller endlich einmal tüchtig das Maul aufreißen. Diese Situation muß ausgenutzt werden. Alles, was man auf dem Herzen hat, muß herunter.

Ich gebe zu, es liegt das Bedenkliche der Ueberschrift darin, daß ich led uns Poeten Rechte, euch Lesern aber Pflichten auferlege, kurzum, verstimmend und verlockend wirke, noch ehe ich überhaupt angefangen habe, meine Meinung zu sagen. Ich gebe zu, daß dies diplomatisch ist, indessen bin ich kühn genug, dabei zu bleiben, weil eine wirkliche Wahrheit dahinter steckt, nicht nur eine Buchwochen- und Reklamewahrheit, die aufblüht und erlischt. Das Recht zu schreiben, hinter dem so viel Anmaßung zu stecken scheint, schrumpft nämlich, scharf betrachtet, zum Begriff „Berechtigung“ ein. Das heißt aber, man kann mich keinesfalls beirren, dieses Recht jedem ohne weiteres zu erteilen, der Feder und Papier zu benutzen und zu verbrauchen weiß. Ist doch dies von jeher der Sorgenpunkt aller Literaturfreunde gewesen, daß im Laufe eines Jahres mehr unnötiges Zeug zusammengedruckt wird, als ein Güterzug fortschleppen kann. Und ein Freund von Berechnungen, der jährlich tausend unnötige Bücher zu je fünftausend Stück die Auflage annimmt, kann unschwer ausmultiplizieren, daß in zehn Jahren ein Berg zusammenwächst, der einen Nullwert an Nutzen, doch eine Riesensumme an verpulverter Arbeitskraft, Geld und Material darstellt, oder aber, falls man nicht gerade die beste Papierforte dafür einsetzen will, einen schönen, zu diesem Zwecke abgeholzten Wald restlos verbraucht hat. Nun, das ist etwas für Zahlenfreund denen Quantitäten Spaß machen. Man kann indes die Größe des Problems auch von der Bildungsseite aus erfassen, und gerade von hier aus gesehen erscheint es mir besonders bedeutend.

Wir wissen alle, daß das begehrteste Volksbildungsmittel, der Film, die Aufgabe der Erziehung des Geschmacks und Urteils bis jetzt noch nicht zu lösen wußte, statt dessen aber viel zur Verbreitung von schlechter Literatur beigetragen hat, wenn auch nicht vergessen werden soll, daß man gelegentlich gute Romane verfilmt und sie so unters Publikum brachte. Eine Geschichte des deutschen Geschmacks und der deutschen Geschmackswandlungen würde jedenfalls für die letzten zwanzig Jahre einen großen Rückgang dieses wichtigen Bildungsmerkmals feststellen dürfen und gleichzeitig den Rückgang der guten Bücher zugunsten der schlechten vermerken können. Was ist da zu tun? Man weiß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse hin und glaubt, auf sie und die bekannten Gesellschafts-Umschichtungen alle Schuld abwälzen zu dürfen. Doch so einfach läßt sich diese Niveauenkennung im Absatz des wertvollen Buches nicht entschuldigen. Es muß wieder möglich werden, trotz des Kinos und trotz der Neureichen bei einem Minimum an Masse ein Maximum an Qualität zu erreichen, die Größe des Büchermarktes zugunsten seines Niveaus zu verringern. Das heißt nichts anderes, als daß nicht jeder beliebige das Recht hat zu schreiben, sondern dieses Recht nur dem zukommt, der wirklich fähig ist, mit seiner Feder einen Wert einzuliefern.

An diesem Punkte angelangt, muß ich meinen verehrten und herzlich geschätzten Buchhändlern ein sanfte Grobheit sagen: Warum, meine Herren, so frage ich, warum degradieren Sie sich zu einem Laden, der Waren feilhält, sich also nach Angebot und Nachfrage, Konjunktur und Mode orientiert, statt einmal in geschlossener Front diesen Gedanken mit voller Kraft aufzunehmen, daß Sie geistiges Gut vermitteln, also Kulturträger (oder Kulturhinderer) sind und somit eine Verantwortung für die Bildung des Menschen tragen? Der Buchhändler, welcher begriffen hat, daß er eine Mittel- und Mittlerstellung zwischen Kaufmann und Volksbildner, zwischen Kaufmann und Künstler einnimmt, das gewissermaßen in sich einen neuen und besonderen Berufstypus darstellt, wird von vornherein zwischen Wert und Unwert seiner Bücher entscheiden müssen. Als vornehmer Kaufmann wird er wissen, daß er nicht

schlechte Ware vertreiben darf, auch wenn sie wegen ihrer Billigkeit oder aus sonstigen Gründen vom Käufer verlangt wird. Und als Künstler und Volksbildner wird er wissen, daß er, falls er nur leidlich geschickt ist, den Geschmack des Käufers zum wertvollen Buche hinlenken kann, kurzum, daß er es zum größten Teil in der Hand hat, das gute Buch populär zu machen. In habe Buchhändler kennengelernt, deren Bildung und Haltung, deren kaufmännisch großzügiger Blick und geistig klare Einsicht ihren „Laden“ zu einem Salon ästhetischer Kultur erhoben hatten, und die, wie sie mir versicherten, mit den besten Büchern auch die besten Geschäfte machten. Die Presse wurde auf die Art, wie sie ihr Resekabinett einrichteten, Neuerscheinungen ankündigten, aufmerksam. Man besuchte sie, man beriet sich mit ihnen, besprach Novitäten und diskuterte über die Bücher des Tages. Ich kenne die Presse genug, um zu wissen, daß sie mit warmem Interesse selbst in den Spalten ihrer Blätter von solchen Buchhandlungen Notiz nehmen, ihre Bestrebungen unterstützen und fördern wird, wenn einem wirklich gute Bücher vorgelegt werden, die man gern bespricht, während sie gleichzeitig in den Auslagen der besten Buchhändler sichtbar sind. Presse, Buchhändler und Verleger zusammen haben es in der Hand, das Recht zu schreiben nur denen zu erteilen, die es nach dem freien Urteil ihrer führenden Köpfe auch verdienen. Ignoriert die schlechte Produktion, und das Niveau des deutschen Büchermarktes, ja, der deutschen literarischen Weltgeltung wird sich in ungeahntem Grade heben.

Damit darf ich denn auch meinem Worte „von der Pflicht zu lesen“ einen anderen Sinn geben als den, welchen man anfänglich vermutete. Es besteht für den Leser die Pflicht, mit Bewußtsein sich der Lektüre minderwertiger Bücher zu enthalten und, wo das eigene Urteil mangelt, sich dem Rat der guten Buchhändler und gebildeten Bibliothekare zu unterwerfen. Glauben Sie nicht, meine Damen und Herren, daß gute Literatur langweilig. Die größten Schriftsteller sind noch stets die spannendsten gewesen, weil sie, während sie schrieben, nicht von Kalkulationen bestimmt, sondern von Erregungen getrieben wurden. Tolstoi, Dostojewski, Balzac, Hansun und unter den jüngsten Thomas Mann, der Däne Anter Larsen, der Finne Zachris Topelius, der Schweizer Otto Witz, — sie lassen den nicht mehr los, der sich in bewußter Abkehr von der Filmdramatik dem lebendigen Feuer ihrer Schicksalsführung anvertraute, Geschmack und Urteil in ihm läuterte und klärte. Es besteht nun einmal für den, der sich herausnimmt, über Bücher zu schelten, sie langweilig, frumpfartig, schwärmerisch, romantisch, unwahr zu nennen, die Pflicht, neben den minderen auch die besten zu lesen, welche unsere Zeit hervorbrachte. Und wenn weiterhin schlechte Bücher geschrieben und vertrieben und verfilmt und gekauft und zu Hunderttausenden verkauft werden, — meine Damen und Herren, Sie selbst wollen dann gütigst nicht jene bespöten, welche sie produzierten, sondern jene, welche sie kauften und lasen. Die deutsche Literatur wird nicht von den deutschen Dichtern gemacht, sondern von Lesern, Verlegern, Buchhändlern und Dichtern zusammen. Es liegt in jedermanns Hand, sie zu verbessern oder zu verschlechtern. Die Läden sind offen. Die Buchwoche blüht. Beisammen sind wir, fangt an!

Anekdoten von Heinrich von Kleist.

In Wilhelm Fräncers „Deutscher Humor aus fünf Jahrhunderten“ Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 68, finden wir auch Anekdoten von Heinrich von Kleist, die nicht jedermann bekannt sein dürften.

Bach, als seine Frau starb, sollte zum Begräbnis Anstalt machen. Der arme Mann war aber gewohnt, Alles durch seine Frau besorgen zu lassen; dergestalt, daß als ein alter Bedienter kam und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, er unter stillen Tränen, den Kopf auf einen Tisch gestützt, antwortete: „sagt's meiner Frau.“ —

Herr Unzelmann, der seit einiger Zeit in Königsberg Gastrollen gibt, soll zwar, welches das Entscheidende ist, dem Publico daselbst sehr gefallen: mit den Kritikern aber (wie man auch aus der Königsberger Zeitung erfieht) und mit der Direktion viel zu schaffen haben. Man erzählt, daß ihm die Direktion verboten, zu improvisieren. Herr Unzelmann, der jede Widerspenstigkeit haßt, fügte sich in diesen Befehl: als aber ein Pferd, das man, bei der Darstellung eines Stücks, auf die Bühne gebracht hatte, inmitten der Breiter, zur großen Bestürzung des Publikums, Mist fallen ließ: wandte er sich plötzlich, indem er die Rede unterbrach, zu dem Pferde und sprach: „Hat dir die Direktion nicht verboten, zu improvisieren?“ — „Worüber selbst die Direktion, wie man versichert, gelacht haben soll.“

Ein Kapuziner begleitet einen Schwaben bei sehr regnerischem Wetter zum Galgen. Der Verurteilte klagte unterwegs mehrmals zu Gott, daß er, bei so schlechtem und unfreundlichem Wetter, einen so sauren Gang tun müsse. Der Kapuziner wollte

ihn herzlich trösten und sage: „Du Lump, was klagst du viel, du brauchst doch bloß hinzugehen, ich aber muß, bei diesem Wetter, wieder zurück, denselben Weg.“ — Wer es empfunden hat, wie öde einem, auch selbst an einem schönen Tage, der Rückweg vom Richtplatz wird, der wird den Ausspruch des Kapuziners nicht so dumm finden.

Die Rattenfreundin.

Eine Londoner Dame huldigt einer ganz besonderen und seltenen Tierliebhaberei. Ihre Lieblingstiere nämlich sind die sonst so verpönten Ratten, die von dieser Tierfreundin in Scharen gefüttert und mit den fettesten Lederbissen angelockt werden. Leider hat diese Rattenfreundlichkeit aber für die Allgemeinheit die bedenklichsten Folgen gezeitigt. Die Gegend nämlich, in der die Rattenfreundin wohnt, ist seit einiger Zeit von den gefährdeten Nagern so überlaufen, daß die Bevölkerung die Behörden um ihr Einschreiten erzußt hat. Dem Hilferuf der von einer ungeahnten Rattenplage bedrohten Nachbarn wurde denn auch Folge geleistet und der exzentrischen Dame das Handwerk gelegt. Diese ist natürlich totnunglücklich darüber, daß sie die Gesellschaft ihrer Lieblinge entbehren muß und klagt ihre Nachbarn und die Behörden der Grausamkeit und Herzlosigkeit an. Sie kann absolut nicht begreifen, daß man kein Verständnis für so reizende und kluge Tierchen, wie es ihrer Meinung nach die Ratten sind, hat und ihr das harmlose Vergnügen, die lieben Tierchen täglich morgens und abends in ihrem Garten zu füttern, untersagen will. Wie gut die alte Dame bisher für das leibliche Wohl ihrer Schützlinge gesorgt haben muß, beweist das Zeugnis verschiedener Sachverständigen, die behaupten, noch nie in ihrem Leben fettere und wohlgenährtere Ratten gesehen zu haben.

Baue mit Stahl!

Das oft zitierte Wort vom „amerikanischen Tempo“ hat — es läßt sich nicht leugnen — eine gewisse Berechtigung. Wo anders in der Welt als in Amerika wäre es z. B. möglich gewesen, ein zwölfstöckiges Warenhaus innerhalb von sechs Wochen zu erbauen, wie das vor einiger Zeit in Los Angeles tatsächlich gesehen ist. Allerdings, und das muß betont werden, wird es allem Anschein nach in absehbarer Zeit möglich sein, auch in Deutschland solche Wunderleistungen zu vollbringen, und zwar auf Grund der sogenannten Stahlblett-Bauweise, wie sie auch bei dem erwähnten amerikanischen Wollenträger angewandt wurde. Diese Bauweise, die sich immer mehr einbürgert, und zudem als besonders feuerfester gelten kann, hat nämlich den Vorteil, daß die Bauzeit selbst durch entsprechende Bauvorbereitungen außerordentlich abgekürzt werden kann, was selbstverständlich wirtschaftlich wie praktisch von größter Bedeutung ist.

Auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse wird im Rahmen der gleichzeitig stattfindenden Baumeße eine besondere Stahl-Sonderchau veranstaltet, auf der das Publikum u. a. Gelegenheit haben wird, einen Stahlbau während seiner Entstehung zu beobachten, und es ist anzunehmen, daß dieser Bau ein besonderer Anziehungspunkt der Messe sein wird. Auch die anderen Gebiete der Stahlverwendung im Bauwesen, Dachkonstruktionen, Stahlhausbau, Bauelemente, Stahlmöbel usw. werden gezeigt, und die angegliederte wissenschaftliche Abteilung, die insbesondere auch über das Wesen der erwähnten Stahlblett-Bauweise Aufklärung geben soll, wird sicherlich das Interesse nicht nur der Fachleute, sondern auch der Laien finden.

Neues aus Amerika.

Die erste Schule für Flug- und Flugzeugtechnik für Knaben.

Unter dem Vorsitz des Leiters der „Nationalen Aeronautischen Gesellschaft“ ist in Omaha eine Schule entstanden, deren Ziel es ist, auch Knaben unter 18 Jahren die Möglichkeit einer gründlichen Kenntnis des Flugwesens und der Flugtechnik zu geben. Die Schule erfreut sich einer großen Schülerzahl; junge Leute über 18 Jahre werden zu besonderen Klassen zusammengeschlossen und den Lehrkräften als Assistenten zuerteilt.

Die Schule gliedert sich in drei Abteilungen: in der ersten erhalten die Schüler genaue physikalische, chemische, mathematische und zeichentechnische Unterweisungen, in der zweiten haben die Knaben bereits die Border- und Seitenansicht eines Flugzeugs und einen Querschnitt durch den Motor zu zeichnen, sowie Gleichgewichtsberechnungen über den Apparat in horizontaler und vertikaler Lage anzustellen. In der obersten Klasse wird die vollständige Konstruktion eines kleinen Musterflugzeuges nach eigenen Plänen verlangt, erst dann beginnen die eigentlichen praktischen Kurse im Flugzeug selbst, die unter Leitung erfahrener Piloten bis zum Flugzeugführerexamen führen können.

Weshalb waren die Rehverluste so groß?

Die Rehbestände sind, wie man weiß, neben den Rebhühnerbeständen durch die schlimme Frostperiode am allermeisten mitgenommen worden. Der Weidmann hat unter den gegebenen Witterungsverhältnissen auch keinen anderen Ausgang erwartet, denn das Reh ist ein Sonnentier wie kaum ein zweites. Recht schwächlich gebaut, ist es noch erheblich empfindlicher gegen Kälte als der Hirsch. Es kommt hinzu, daß dem Reh die Fähigkeit

fehlt, das vom Schnee bedeckte Futter freizuschlagen. Macht es wirklich Anstalten dazu, dann zieht es sich sehr leicht Berlegungen zu, die ihm meistens zum Verhängnis werden. In den schweren Wochen der Kälteperiode wurden vielfach Hafer- und Heugruben als Futter für die Rehe ausgelegt, vielfach blieb dieses Futter aber unberührt, da das Reh nur die zarteren Gräser nimmt. Wo hingegen mit Lupinen gefüttert wurde, ist die Mahlzeit immer restlos genommen worden, da Lupinen ein Lieblingsgericht der Rehe darstellen.

Aus aller Welt.

Ihren Trousseau für die Osterreise sollten Sie nicht eher zusammenstellen, bis Sie die neueste Nummer der Eleganten Welt gelesen haben, die Ihnen in zahlreichen, künstlerisch illustrierten Artikeln ein vollkommenes Bild der neuen Mode gibt. Die „Silhouette up to date“, „Die neuen Stoffe“, „Die kurze Jacke“, „Die Kontraste der Farben“ — kurz, alle die charakteristischen Merkmale der Frühjahrsmode werden in anschaulicher Weise in Wort und Bild gekennzeichnet. Ein Blick in dieses Heft löst alle modischen Probleme. Preis 1 Mark.

Entfernungen, die nach Tassen berechnet werden. Diesen eigentümlichen Brauch lernten die Mitglieder der Mount-Everest-Expedition kennen, als sie Tibet durchkreuzten. Als sie sich eines Tages mitten auf dem Wege bei einem Tibeter nach der Entfernung erkundigten, die sie noch von der nächsten menschlichen Ansiedlung trennte, meinte dieser, es seien wohl noch drei Tassen Tee zurückzulegen. Zunächst schien diese Auskunft den Forschern nun etwas rätselhaft. Der Mann klärte sie jedoch gleich auf, und sie erfuhren von ihm, daß die Tibeter in dieser Gegend die Entfernungen der von ihnen zurückgelegten Wegstrecken nach der Zahl der in regelmäßigen Abständen getrunkenen Tassen Tee berechnen. Nach dieser seltsamen Berechnung ergab sich dann, daß die drei Tassen Tee eine ungefähr 8 Kilometer umfassende Wegstrecke bedeuteten.

Wie Händel eine Vorstellung erzwang. Der Komponist Händel war bekanntlich sehr jähzornig, wenn sich jemand seinen Unwillen zugezogen hatte und soll manchmal recht handgreiflich geworden sein. Eines Abends saß er am Dirigentenpult und wollte vor vollbesetztem Hause eben eine Oper beginnen, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß die Titeltroika singende „Cuppa“ heute nicht auftreten könne, da sie stark erkältet sei. Das kann ja vorkommen, aber der Komponist glaubte, nach ähnlichen Erfahrungen zu schließen, daß es nur eine Laune der Diva sei. Wie er stand, eilte er wutischnaubend zur Cuppa, riß die Tür auf, faßte die tatsächlich vom Schnupfen befallene Sängerin mit starken Armen und trug sie zum Fenster. „Wenn Sie nicht sofort singen“, schrie er sie an, „legen Sie in der nächsten Minute auf dem Straßenpflaster.“ Gegen dieses zarte Argument hatte die Sängerin nichts einzuwenden. Sie fuhr mit Händel zum Theater und sang an diesem Abend wie eine Nachtigall.

Die erste Post im Mittelalter. Der schwedische Geschichtsschreiber Bratny fand bei seinen Studien in der Vatikanischen Bibliothek ein Dokument, aus dem sich ergibt, daß bereits vor 650 Jahren in Schweden ein geregelter Postdienst bestanden hat. In einer Bulle von 1262 erteilt Papst Gregor IV. dem schwedischen Staatsmann Graf Berger in Stockholm, weil er einen regelmäßigen Postdienst zwischen der schwedischen Hauptstadt und Rom eingerichtet hatte, den Apostolischen Segen. Der Dienst erfolgte durch Postboten, die manche Stadt des Kontinents bedienten, und Briefe mit dorthin brachten und von dort mitnahmen. Mönche als Pilger versahen die Rolle des Briefträgers.

Fröhliche Ecke.

Ein kalter Strahl. Junger Maler: „Nun, gnädiges Fräulein, wie haben Sie sich in der Kunstausstellung amüßert?“ — „O herrlich! Ich habe nur Ihr Gemälde bewundert!“ — „Ach! Wirklich?“ — „Ja, vor den anderen Bildern standen immer so viel Leute, da habe ich das Ihrige so recht mit Muße betrachten können!“ („Bummer.“)

Neuer Mieter: „Ich hoffe, daß hier keine Hunde in der Nachbarschaft sind!“

Der Wirt: „Nein, durchaus nicht. Hier ist alles ruhig!“

„Na, dann geht es ja! Ich habe nämlich zwei Hunde, die sehr viel bellen, und mehr könnte ich nicht aushalten.“

Der geizige Schotte.

Es war in London, wo man für bestimmte Strecken bei der Straßenbahn 10 Pfennige, für größere Entfernungen 15 Pfennige bezahlen muß. Ein Schotte, dessen Geiz sprichwörtlich war, rannte eines Tages hinter dem Straßenbahnwagen her, und fragte schließlich den Schaffner: „Was kostet es von hier bis zum Bahnhof?“

„Zehn Pfennige“, rief der Schaffner zurück.

Der Mann rannte weiter hinter dem Wagen her, und als er wieder an einer Haltestelle vorbeikam, fragte er abermal: „Und was kostet es jetzt?“

„Fünfzehn Pfennige“, erwiderte der Schaffner; „Sie laufen in der entgegengesetzten Richtung.“ M. N.